

Land ohne Worte – Andreas Kriegenburg inszenierte Dea Loher

## Und das Glück?

von Georg Kasch

München, 30. September 2007. Welche Farbe hat die Angst? Weiß, wie die Protagonistin in Dea Lohers Monolog "Land ohne Worte" vermutet? Oder Schwarz? Beide vielleicht. Weiß und Schwarz sind die beherrschenden Farben eines beklemmenden Doppelabends, den Andreas Kriegenburg zum Abschluss des Eröffnungswochenendes an den Münchner Kammerspielen inszenierte. In Schattierungen.

### **Kunst bewältigt kein Leid**

Er beginnt mit Dea Lohers Text "Land ohne Worte", uraufgeführt im Werkraum. Auf der Suche nach dem wahren und absoluten Bild landet eine Malerin in Kabul. Sie begegnet Verstümmelten, Verängstigten, Verstummten. Ihre Erkenntnis: Kunst kann das menschliche Leid nicht bewältigen, nicht fassen. Betroffenheitskitsch? Dazu ist der Text zu klug, zu strukturiert. Die Künstlerin ist lediglich das Konstrukt einer Schriftstellerin, der die Worte fehlen, um das erlebte Grauen zu beschreiben und die hinter der Künstlerinnen-Maske über die Darstellbarkeit des Nichtdarstellbaren nachdenkt: "im grunde bankrotterklärung / doppelte / sich verstecken mit worten / hinter farben / als wäre es einfacher / wäre ich malerin".

Eingesperrt in eine telefonzellenartige Vitrine spricht Wiebke Puls den vertrackten, rhythmischen und wunderbar hellstichtigen Text. Als eine von Kabuls Atmosphäre Gefesselte grenzt sie sich zusätzlich ab, indem sie die Zellenscheiben mit schwarzer Farbe bestreicht. Wenn sie die Farbe mit den Händen, dem Rücken, dem Gesicht verwischt, entstehen abstrakte Muster, die sich manchmal zu Bildern formen: Eine steile Kurve wird zur Burka, in der die Malerin steckt, ihr geschwärzter Mund zu einem zahnlos-dunklen Loch – Entsprechung für ein entstelltes Mädchen, das der Text zu beschreiben versucht.

### **Reflexionen im Alptraumraum**

Das Netz, in das Kriegenburg Lohers mehrdeutigen Monolog knüpft, ist fein gesponnen: Ein Albtraumraum ist die Zelle, ein Gedankenkonstrukt und doch realer Verhandlungsort, in den die Schriftstellerin als Künstlerin steigt, um ihre Erlebnisse retrospektiv zu verhandeln. Die schwarzen Muster erinnern als Fläche an die Bilder Mark Rothkos (der im Text zitiert wird), stehen dort schwarz auf weiß wie hilflose Hieroglyphen, die sich nicht zu Worten formen wollen.

Existent und existenziell sind hier nur die Angst und die Grundbedürfnisse: Wenn die Frau trinkt, dann wie eine Verdurstende. Lebendig sind vor allem die Stimmen, sie zischen von draußen: "aufwachen weiter schreiben". Von drinnen schickt Wiebke Puls fanatisch-konzentrierte Blicke, ihre Stimme flackert hysterisch. Eine Getriebene, die fragt: "und das glück"? Und das Glück? Heißt Wiebke Puls.